

Martin Ehrenhauser
Unsere Suche nach Zärtlichkeit

Martin Ehrenhauser

Unsere Suche nach Zärtlichkeit

Roman

Ullstein

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN: 978-3-471-37002-5

© 2025 Ullstein Buchverlage GmbH,

Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an

produktsicherheit@ullstein.de.

Gesetzt aus der Albertina MT Pro

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Flora, Hanna und Alma

TEIL EINS

I

Den Kopf gesenkt, die Beine in eine warme Wolldecke gewickelt, saß Dumont im nachtdunklen Arbeitszimmer des baufälligen *maison de maître* und wartete auf den nächsten Anruf. Durch das offene Fenster blickte die Brüsseler Nacht, schwach und zart, und der späte Septemberwind fand seinen Weg. Er brachte das Teelicht am Kaminsims zum Flackern und streifte Dumonts Wangen. Er mochte den kühlen Wind. Vor allem mochte er die Gleichzeitigkeit von Körperwärme und Frischluft. Er hatte den Eindruck, die Wärme machte ihn einfühlbarer und die Kälte hielt ihn wach.

Das Telefon klingelte. Der Ton war kaum zu vernehmen. Dumont blickte auf den rot blinkenden Knopf, setzte sich gerade hin, um sich beim Reden nicht zu verhaspeln, und suchte eine Stimme, die Mitgefühl und Verständnis in sich trug. »Telefonseelsorge, *bonsoir*.«

Es kam vor, dass Menschen die Stimme versagte, sie den Mut zum Gespräch nicht fanden oder das Unausgesprochene an Bedeutung verlor, wenn es ausgesprochen werden durfte.

Nach der Begrüßung machte Dumont deshalb eine Pause. Er wollte dem Anrufer Zeit geben, um Atem zu holen, um seine ersten Worte nicht durch eigene Worte zurückzudrängen. Während er wartete, lauschte er aufmerksam. Er spürte die angespannte Stille und hörte in der Leitung den anderen atmen. »Nehmen Sie sich die Zeit, die Sie brauchen.«

Dumont öffnete die Schließe seiner Armbanduhr. Ein

Erbstück seines Vaters. Er legte sie auf die Schreibunterlage, rieb sich die blasse Haut um den Knöchel und begann die Bewegungen des Sekundenzeigers zu beobachten. Nach einer Weile, als der Anrufer noch immer schwieg, begann sich die Stille zu dehnen. »Sie können gerne reden«, sagte er schließlich. »Das ist Ihre Zeit. Ich bin da und höre zu.«

Dumont griff nach einem Bleistift, spielte damit und fragte sich, ob der Anrufer nicht den Mut oder nicht die richtigen Worte fand. Oder ob die Person in Not bereits bewusstlos war. Oder vielleicht hatte sie Schmerzen? Er blickte auf das Telefon. Die Nummer des Notarztes war ihm vertraut, aber er wusste nicht, ob es nötig war, und er hatte auch keine Adresse.

»Sind Sie da?«

–

»Hören Sie mich?«

–

»Ist alles in Ordnung?«

Auf dem Tisch lag ein Schreibblock. Mit dem stumpf geschriebenen Bleistift zeichnete er mit wenigen Strichen die Silhouette einer Frau mit langem Haar, aber ohne Mund, Lippen und ohne Nase. Er betrachtete, was er gezeichnet hatte. Es gefiel ihm nicht. Er blätterte um und begann nochmals zu zeichnen. Wieder eine Frau ohne Gesicht und mit langem Haar. Darunter kritzelte er mit großen Buchstaben: SPRICH.

»Wissen Sie, ich kann nichts fordern – wie käme ich dazu. Ich kann das Gespräch nur anbieten und darauf hinweisen, dass man manchmal an einen Punkt kommt, wo man unbedingt sprechen muss, weil einen das Schweigen erdrückt ... Lassen Sie mich Ihnen helfen. Dafür brauche ich

aber Sie«, versuchte er den Anrufer zu bewegen, sich ihm anzuvertrauen.

Der Zeiger hüpfte auf zwei Uhr morgens. Minuten waren vergangen, und noch war kein weiteres Wort gesagt worden. Dumont hörte das angespannte Atmen in der Leitung. Er holte tief Luft, atmete aus, nahm seine Armbanduhr und band sie sich wieder um das Handgelenk. Gerne hätte er gewusst, welche Gedanken den Anrufer plagten. Doch er musste nach einem Gesprächsende suchen, um die Leitung nicht für Anrufer zu blockieren, die sprechen wollten.

»Wissen Sie, ich finde es sehr schön, dass Sie angerufen haben. Sie können jederzeit wieder anrufen, aber bitte nehmen Sie sich Zeit, um Worte zu finden. Bis dahin legen wir auf. Sind Sie damit einverstanden?«

Ein Weinen war zu hören. Ein leises Frauenweinen. Es berührte Dumont, weil er wusste, dass Weinen ein gutes Zeichen war. Wer weinte, war in Kontakt mit seinen Gefühlen. Damit konnte er arbeiten. Das konnte man gemeinsam aushalten. »Weinen ist erlaubt«, sagte er und tastete sich innerlich weiter zu der Frau hin, bereit, sie zu stützen.

Er sagte auch: »Nehmen Sie sich Zeit.«

Und: »*Je suis là.*«

Doch dann legte die Anruferin überraschend auf, und er wusste nicht, wer sie war, worüber sie sprechen wollte, ob sie nochmals anrufen würde oder überhaupt jemals wieder sprechen könnte.

2

Die Woldecke hatte sich von seinen Beinen gewickelt und war auf den ausgetretenen Dielenboden gerutscht. Dumont wollte sie aufheben, doch im Aufstehen und Bücken begann sich der Boden zu drehen. Eine Sekunde stand er hilflos im Raum, krallte die Hände in die Stuhllehne, presste die Zähne zusammen und hoffte auf Besserung. Als die Übelkeit nicht nachließ, taumelte er auf den Flur und schaltete das Licht an. Es blendete, deshalb schaltete er es wieder aus und tastete sich die Mauer entlang bis zur Treppe. Er ging langsam hinunter, Schritt für Schritt, Stufe um Stufe, registrierte den Aufzug, der außer Betrieb war, das geschwungene Geländer, an dem er sich festklammern konnte, das schmutzige Weiß der Wände und das Fenster mit dem blumenbunten Glaseinsatz. Er sah auch das Baugerüst an der Fassade des alten Herrenhauses.

Auf der letzten Stufe begann sich sein Mund zu füllen. Er ging schneller, versuchte es hinunterzuschlucken, ging noch schneller, presste die Lippen aufeinander, die Hand vor dem Mund, und als er in die Toilette stürzte, den Klodeckel hochklappte, würgte er mit gebeugtem Oberkörper hellen Schleim hervor. Er wusste nicht, woher die Übelkeit kam. Kurz versuchte er den Gedanken an die mögliche Ursache festzuhalten, da brach es wieder aus ihm heraus.

Nach einer Weile fühlte sich sein Kopf wieder nach etwas an, mit dem er denken konnte. Er richtete sich auf, zog die Spülung und stützte sich auf das Waschbecken. Sein Gesicht im Spiegel war nicht zu fassen. Nicht die umschatteten

blauen Augen. Nicht sein dichtes braunes Haar, das an den Schläfen ergraut war. Nicht die fahlen Wangen mit den Bartstoppeln, die ihn stets ein bisschen ungepflegt aussehen ließen. Auch nicht der dünne Hals, der aus einem zu weit gewordenen Kragen ragte. Nichts an diesem weißen Mann Ende vierzig war greifbar.

Dumont nahm die Brille ab, legte sie auf das Porzellanregal, drehte den Wasserhahn auf, bildete mit den Händen eine Schale, fing den Strahl auf und spülte sich den Geschmack des Erbrochenen aus dem Mund. Er hielt die Hand nochmals unter den Strahl und verteilte das kühle Nass auf Gesicht und Nacken. Das Wasser lief Stirn, Nase und Schläfen hinunter. Dumont ergriff ein Papierhandtuch, wischte das Gesicht trocken, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand, sank zu Boden und gönnte sich einen Moment der Ruhe.

Irgendjemand hatte ihm einmal erzählt, dass Gedanken an das Meer die Seele beruhigen. Vermutlich war das Unsinn, doch manchmal war es nützlich, an Unsinn zu glauben. Also zwang er sich, an das Meer zu denken. Auch an den Strand und die Sonne. Leider gelang es ihm nicht sonderlich. Seine Gedanken glitten immer wieder zu dem Telefonat, das er vor Wochen geführt hatte. Damals hatte eine Frau an der Dachkante eines Hochhauses gestanden, irgendwo im Norden von Brüssel. Mit all seinen Worten hatte er versucht, sie vom Springen abzuhalten. Er hatte sich nach Menschen und Tieren erkundigt, die sie liebte, weil er wusste, wer sein Leben mit anderen Leben verbunden weiß, der wirft es nicht weg. Die Frau hatte niemanden gehabt. Nur den Moment mit ihm. »Bitte bleiben Sie bei mir«, hatte sie wieder und wieder gebeten, »bitte bleiben Sie bei mir.« – Als wäre der Tod nur in

seiner Anwesenheit zu ertragen. Dumont war geblieben. Er hatte nicht aufgelegt, doch irgendwann hatte die Frau den Fuß in die Luft gesetzt. Dumont hatte ihren Schrei gehört, und jetzt, hier auf der Toilette, hörte er ihn nochmals. Er konnte auch ihr Fallen sehen, in tausend dunklen Traum-bildern.

Vielleicht nach zwei, vielleicht nach fünf Minuten fand etwas Farbe zurück in seine blasse Haut, und sein Unwohlsein ließ nach. Dumont versuchte sich hochzustemmen, vergeblich, er musste sich mit einer Hand am Waschbecken festklammern und abstützen. Im Stehen putzte er die Brillengläser, setzte die Brille auf und schleppte seinen hochgewachsenen, schlaksigen Körper die Treppe hoch in die Küche, die sich der Verein, für den er ehrenamtlich tätig war, mit anderen gemeinnützigen Organisationen teilte.

Leere Weinflaschen standen auf der Mikrowelle. Neben dem Aschenbecher lag eine asiatische Nudelpackung. Am Tisch stapelten sich Bücher und Magazine über Psychologie und Philosophie. Darauf standen halb leere und halb volle Kaffeetassen und eine Vase mit Hortensien, die ihre Blüten fallen ließen. Ihnen fehlte das Wasser.

Weil niemand sonst, auch kein Putzmann, aufräumen oder abwaschen würde, nahm er die Tassen vom Tisch, stellte sie in die Spüle, wo sich bereits schmutzige Teller stapelten, nahm den Lappen, wischte die Spuren weg, die die Tassen hinterlassen hatten, säuberte den Einsatz des Mikrowellenherds, wusch das Geschirr, scheuerte das Spülbecken. Er füllte die Vase unter dem Wasserhahn, klaubte die welken Blätter von den Stielen, warf das verdorrte Grün weg und stellte die Blumen zurück auf den Tisch. Um sich zu beruhigen, ließ er zwei doppelte Espressi in zwei Tassen, goss ge-

schäumte Milch darauf, bis sich eine Kuppe formte, und ging zu Elise, jener flämischen Kollegin, die er anfangs misstrauisch beäugt hatte.

Sie saß im Nebenzimmer, in Jeans und Kaschmirpullover, mit selbst gestrickten Wollsocken in den Birkenstocks, umgeben vom Qualm glühender Räucherstäbchen. Sie war im Gespräch und konnte nichts sagen, als er den Kaffee leise auf den Tisch stellte. Sie blickte ihn nur an – zuerst dankbar, dann besorgt, beinahe erschrocken. Vermutlich sah er noch schlapp aus und roch irgendwie.

Dumont maskierte alles, was er in dem Moment fühlte, mit einem Lächeln, zog einen Stuhl heran, setzte sich eine Weile zu ihr und lauschte, so wie man einem Gespräch lauschte.

Elise machte es herausragend gut. Mit Gabe für das Zuhören nahm sie die Anklagen, Ängste, Geständnisse und Gewissensfragen entgegen. Sie sprach nicht in Floskeln, blieb authentisch, gab keine Ratschläge oder Mahnungen, sondern hüllte das Gesagte in Schweigen, um den Menschen in Not beim Auflegen wieder beruhigt ins Leben entlassen zu können.

Dumont tat es gut zu sehen, dass es Elise gab. Die bereit war, sich zu einem Menschen in Not zu setzen, ganz ohne Urteil. Die mit ihrer bloßen Anwesenheit das Verkrustete in den Seelen aufbrach und zum Fließen brachte und die wusste, wie man Trost spendete. Es tat ihm auch gut zu wissen, dass da jemand war, der für ihn einspringen konnte, wenn er keine Kraft mehr hatte.

3

»Telefonseelsorge, *bonsoir*.«

»Ich habe Angst«, sagte ein Mann mit brüchiger Stimme.
»Jemand hat mir Schmetterlinge in das Apartment gesetzt.«

Dumont kannte den Anrufer. Nicht persönlich, nur vom Telefon. Ein älterer Herr, der regelmäßig anrief, die Kollegen nannten ihn Monsieur Papillon. Dennoch überlegte Dumont kurz, wie er reagieren sollte. Er wollte Monsieur Papillons Wahrnehmung nicht bestätigen, indem er sagte, wie fürchterlich das sei. Er wollte auch nicht sagen, die Schmetterlinge gebe es nicht. Kurz zögerte er und überlegte, wie er dem Mann begegnen sollte, der so offensichtlich aus der Welt gepurzelt war.

»Wenn ich Schmetterlinge sehen würde, dann hätte ich auch Angst«, sagte Dumont schließlich mit Nachsicht.

»Wirklich?« Seine Stimme klang dankbar für das Verständnis.

»Gibt es denn einen Raum, wo Sie zur Ruhe kommen können? Wo Sie keine Schmetterlinge sehen?«

»Ich weiß nicht. Manchmal wenn ich mich mit dem Stuhl umdrehe, dann sehe ich die Schmetterlinge nicht.«

»Dann drehen Sie sich doch einmal um.«

Dumont gab dem Mann Zeit, sich neu einzurichten, während er vor sich auf den Tisch blickte. Die Schreibunterlage war bedeckt mit einzelnen Blättern – bekritzelt mit Kreisen, Linien, Sternen und Silhouetten der gesichtslosen Frau. Neben einem Obstteller lag eine geöffnete Schachtel Büroklammern, deren Inhalt über den Tisch verteilt war.

»Haben Sie sich umgedreht?«

»Ja.«

»Und? Sind die Schmetterlinge jetzt weg?«

»Ich glaube schon.«

»Und Ihre Angst?«

»Besser.«

»Das ist schön.«

»Meine Kinder sagen, hier gibt es keine Schmetterlinge.«

»Tatsächlich? Ich bin ja nicht bei Ihnen zu Hause und frage mich, wie die Schmetterlinge denn aussehen.«

Der Mann überlegte kurz. »Sie sind zwei Meter groß.«

»Zwei Meter?«, zeigte sich Dumont verwundert, ohne Monsieur Papillon das Gefühl zu geben, er würde die Unwahrheit sagen.

»*Non, ce n'est pas possible*. Die wären ja viel zu groß für mein Apartment«, begann er an seinen eigenen Worten zu zweifeln.

»Sie meinen, Ihre Kinder hatten recht?«

»Ich weiß nicht«, sagte er hörbar verwirrt und legte auf.

Dumont drückte den Knopf, den er zur Aufzeichnung der Uhrzeit zu Beginn und am Ende eines jeden Gesprächs drücken musste, und stand auf. Seine Gelenke fühlten sich steif an. Er musste ein paar Schritte hin und her gehen, die Knie anwinkeln und durchstrecken und die Zehen bewegen. Vor allem die Zehen bewegen, dann ging es wieder. Vor der Pinnwand über dem Kaminsims blieb er stehen. Daran hingen Zeitungsausschnitte, Postkarten, Gedichte und Zeichnungen, die seine Kollegen und er gemalt und geschrieben und an den Kork geheftet hatten. Auf einem Zettel las er etwas Poetisches über den Tod und darüber, dass auch er sich dem Drang und Kreislauf des Lebens unterwarf. Darunter stand

ein Zitat über die Liebe. Sie sei etwas, das man in sich selbst entwickle, nicht etwas, dem man verfele.

Das Telefon läutete abermals. Dumont schaute auf das rot blinkende Licht, ging zum Schreibtisch und nahm den Anruf mit einem Knopfdruck an. »Telefonseelsorge, *bonsoir*.«

Der Moment gefror. Die Frau von vorhin war in der Leitung. Er hörte wieder ihr verstecktes Weinen, das zaghaft und schüchtern war und nicht herausbrechen wollte. »Weinen ist erlaubt«, sagte er und blieb einen Moment in der Stille, ohne ein Wort zu fordern, ohne ein Wort zu sagen.

Die Frau weinte weiter, und mit der Zeit wurde ihr Weinen heftiger. Das Atmen fiel ihr zunehmend schwerer. Sie atmete stoßweise und gepresst. Schließlich weinte sie ohne Halt, als könnte sie, was auch immer geschehen war, aus sich herauswaschen.

Dumont begann mit seiner Atmung zu arbeiten. Er atmete sehr bewusst, sehr langsam und leicht hörbar ein und aus. Er hoffte, sein Atemrhythmus beruhige ihren Atem, ihre Aufregung. In der Zwischenzeit legte er sich die Sätze zu recht, die er sagen konnte: »Ich wollte Sie gerne etwas fragen ... Was könnte Ihnen helfen, das Weinen zu unterbrechen? Was hat Ihnen in der Vergangenheit geholfen oder was vermissen Sie in diesem Moment, dass es wieder besser wird?«

Die Frau holte Luft, als wollte sie antworten, fand aber ihre Stimme nicht. Die Anstrengung des Weinens schnürte ihr die Kehle zu. Dumont lauschte ihren vergeblichen Versuchen, bis er ein Murmeln hörte, einen zerbrechlichen Fluss einzelner Silben, mit verschluckten, kaum hörbaren Vokalen: *Vo ... y ... ge. Mai ... s ... n*. Dann wurden manche Wörter deutlicher. *Vendredi. Matin. TGV und Antibes und Gare du*

Midi. Er glaubte eine Ahnung von ihrem Vorhaben zu bekommen. Sie wollte mit dem Zug von Brüssel nach Antibes in Südfrankreich reisen.

Die Frau verstummte. Auch ihr Weinen wurde leiser, beruhigte sich, bis er sie nur noch atmen hörte.

»Können wir jetzt sprechen?«

Er bekam keine Antwort.

»Wollen Sie mir den Grund für Ihr Weinen erzählen?«, fragte Dumont mit ehrlicher Anteilnahme. Doch die Frau blieb stumm. Er hörte nur ihren Atem, der in ein leises Keuchen überging, bis sie die Verbindung unterbrach und er von Stille umgeben war.

4

Dumont sah auf die Uhr. Er zog einen Füller aus der Brusttasche und schrieb in das Übergabebuch einen Gedanken, den er mit einer Kollegin teilen wollte, die erst morgen wieder ihre Arbeit in der Telefonseelsorge aufnehmen würde. Danach löschte er die Kerze und blieb noch eine Weile im Dunkeln sitzen. Fünf Minuten saß er und nahm keine besondere Haltung ein. Er saß nur da, unzufrieden mit dem Tag, unzufrieden mit sich selbst, bis er sich endlich aufraffte.

Draußen war es kühl, die frische Luft war leicht zu atmen. Die Laternen waren noch an. Sie tauchten die parkenden Autos in gelbes Licht und warfen Schatten auf die oberen Etagen der Herrenhäuser. Von Westen kam eine Tram, deren Innenraum hell erleuchtet war. Sie war besetzt mit vereinzelt Menschen, die so früh zur Arbeit fuhren. Ganz leise

und vorsichtig glitt sie vorbei, als wollte der Fahrer niemanden wecken. Dumont sah der Tram nach, bis sie am Kreisverkehr eine Schleife zog und aus dem Blickfeld verschwand. Dann nahm er sein Rad und ging los.

Der halbstündige Weg führte ihn entlang der Avenue Winston Churchill, parallel zu den Schienen und der Allee mit hohen alten Kastanien. Danach lief er durch ein schlafendes Wohnviertel, wo die Fenster dunkel und die Vorhänge zugezogen waren. Vor einem Fenster blieb er stehen. Im Souterrain beobachtete er einen Mann, der vom Tisch aufstand und vor dem flimmernden Licht des Fernsehers durchs Zimmer ging, vorbei an einem Plakat mit der Wallfahrtskirche Notre-Dame de la Garde in Marseille. Der Gedanke an Südfrankreich ließ die Stimme der weinenden Frau wieder in ihm erklingen. Die Anspannung kam wieder hoch, die Dumont während des Telefonats gefühlt hatte. Das Gefühl fand er schwer erträglich, also wischte er es schnell und heftig beiseite.

An der Abzweigung nahm Dumont den Weg durch den Park, der war zwar länger, aber wohltuend nach der langen Nacht. Niemand war da. Nichts rührte sich. Es roch nach Herbstlaub und feuchter Erde, und in den dunklen Wipfeln der Bäume erwachte der Gesang der Vögel.

Dumont schob seine Füße und sein Rad raschelnd durch das Laub. Vor einem Tisch mit festem Schachbrett hörte er ein anderes Geraschel. Es kam aus einem Laubberg. Dumont schreckte zusammen, stellte dann aber das Rad ab und ging einige Schritte näher. Hinter dem Laubberg lag ein aufgerissener Müllsack, in dem ein Fuchs wühlte. Eingeschüchtert und abgemagert sah er aus. Auch vorsichtig, abwartend und einsam. Das Tier lief nicht weg, als es Dumont sah, sondern

blickte in gebückter Haltung hoch, unsicher, was es tun sollte oder erwarten konnte.

»Na, hast du Hunger?«, fragte Dumont und hielt den Abstand groß genug, damit das Tier selbst entscheiden konnte, ob es flüchten oder bleiben wollte. »Ich hab was für dich. *Un instant.*«

Dumont ging zu seinem Rad, nahm seine Tasche vom Gepäckträger und wickelte sein Abendbrot aus dem Papier, das Schinkenbrot, das er nicht gegessen hatte. Er nahm den *jambon* raus, der in der Butter zwischen zwei Scheiben Weißbrot klebte, und kniete sich mit Abstand vor das scheue Tier, um ihm auf Augenhöhe zu begegnen. Unentschlossen, ob er den Annäherungsversuch ausschlagen sollte, verweilte der Fuchs an der gleichen Stelle. Seine Augen, mit denen er Dumont misstrauisch musterte, waren rund und schwarz, wie Knöpfe.

Dumont wartete, bis das Tier Vertrauen fasste, das tief genug war, seine Angst zu besänftigen. Und als er den *jambon* teilte und ihm ein Stück entgegenhielt, fühlte der Fuchs sich sicher genug und schlich näher heran. Zuerst kam er nicht ganz zu ihm, sondern blieb in der Entfernung von drei oder vier Schritten abwartend hocken und erkundete, ob es tatsächlich etwas zu fressen gab. Schließlich kam er nahe heran und zupfte mit dem Maul das Stück Fleisch von Dumonts Fingern, mit sanfter Vorsicht, damit seine Zähne die Hand nicht verletzten. Danach wich er zurück, um den Schinken zu verschlingen. Dumont kniete da und sah dem Tier zu. Er warf ihm auch das letzte Stück hin und blieb neben ihm hocken, weil er etwas spürte, was sich wie Vertrautheit anfühlte, und sie beide offensichtlich Gesellschaft, Nähe und Vertrautheit dringend brauchen konnten.

5

Sein dreistöckiges Bürgerhaus stand in einer Seitenstraße von Saint-Gilles, zwischen Gefängnis und Rathaus. Es war 1904 erbaut worden und reihte sich mit seinem roten Schindeldach und den Jugendstil-Zierraten unauffällig zwischen den anderen Häusern ein. Dumont hatte es vor Jahren geerbt und später mit seiner Frau Clémence liebevoll renoviert. Auch die *horlogerie* im Nachbarhaus, die Uhrmacherei seiner Familie, hatten sie modernisiert. Seit der Scheidung fehlte ihm das Geld, um in den Erhalt zu investieren. Es gab auch keinen Grund mehr, den Efeu zu schneiden und das schmutzig gewordene Mauerwerk vom Staub der Autos zu reinigen. Jetzt war die Fassade überwuchert, sodass das Haus nicht gediegen und wohlhabend wie die der Nachbarn aussah, sondern ein wenig schäbig.

Die Garage war, wie in vielen Brüsseler Bürgerhäusern, zu klein für die modernen, protzigen Autos und bot nur Platz für sein Rad. Er schob es rein, schloss das Garagentor, ging über eine Verbindungstür in den Wohnbereich und in Schuhen hoch ins Bad. Dort brannte noch Licht. Er hatte es angelassen, weil er zu oft im Dunkeln nach Hause gekommen war, aber nie mehr im Dunkeln nach Hause kommen wollte.

Nach der Dusche fühlte er sich wieder wach, die Müdigkeit der letzten Stunden war verflogen. Trotzdem ging er zu Bett und zwang sich zur Ruhe. Auf dem Doppelbett lagen zwei Decken und zwei Kissen, bereit, zwei Menschen zu umhüllen und in den Schlaf zu begleiten. Er legte sich auf seine Seite, nahe der Tür, nicht auf die Seite seiner geschiedenen

Frau. Er schaltete das Licht aus, rollte sich ein, drückte seinen Kopf ins Kissen und spürte deutlich, dass der Platz neben ihm leer war.

Eine Weile überlegte er, wie er in den Schlaf finden konnte, dann hielt er es nicht mehr aus, stand auf, ging in die Küche, goss heißes Wasser in die Teekanne und setzte sich mit einer Tasse ans Klavier. Er schlug keine Noten auf, obwohl er ohne Noten nicht spielen konnte. Er drückte nur die Tasten, eine und noch eine, ohne wirklich zu spielen. Er kämpfte mit der Musik lediglich gegen die Stille.

Draußen ging das Licht der Laternen aus, und der Morgen dämmerte, aber die Müdigkeit kam nicht. Dumont stand auf und ging die Regale entlang, ohne etwas Bestimmtes zu suchen. Ab und zu stellte er die Brille schräg, um auf einem hohen Regal einen Titel besser lesen zu können, doch kaum hatte er ihn gelesen, war er auch schon wieder vergessen. Er zog ein Fotoalbum heraus und staunte, wie jung Clémence und er damals gewesen waren, wie gestresst sie beide im Leben gestanden hatten, wie artig er und wie verloren sie ausgesehen hatte. Er suchte ihr Gesicht der guten Tage und fand das selbstbewusste Gesicht der Dolmetscherin, die sieben Sprachen sprach, im Europaparlament arbeitete und die Fraktionen auf ihren Reisen durch Europa begleitete. Er fand das rote Gesicht der begeisterten Radfahrerin, der selbst die Strecke von Ostende nach Brüssel nicht zu weit war. Und er fand das lebendige Gesicht der Studentin, die per Anhalter durch Frankreich gereist war und sich einen Spaß daraus gemacht hatte, ohne einen Franc das Land zu entdecken.

Dumont fand auch ein Porträt von sich. Sein Gesicht war damals voller gewesen als heute. Seit der Scheidung hatte er stark abgenommen. Es zeigte ihn bei der Neueröffnung der

horlogerie. Er stand neben Clémence, nicht Arm in Arm, sondern mit Abstand. Die Mundwinkel waren zu einem Hauch eines Lächelns gehoben, und seine Augen hatten einen unbestimmten Ausdruck, als blickte er in eine Leere. Oder bildete er sich das nur ein? Bei jedem Anblick änderte er sich. Früher scheute er sich, über die Mühseligkeiten seiner Ehe nachzudenken und sich einzugestehen, dass er oftmals unglücklich war. Aber jetzt? Wie stand es jetzt um ihn?

Dumont setzte sich aufs Sofa und rief seinen Freund Zambarloukos an, einen griechischen Hausarzt, der seit Jahrzehnten in Brüssel wohnte und ordinierte. Mit ihm hatte er schon oft nachts telefoniert, um das gemeinsame Leiden der Schlaflosigkeit zu teilen. Schlaflose Menschen verbindet Solidarität. Manchmal hatte er mit ihm übers Telefon Schach gespielt, und danach konnte Dumont ein bisschen schlafen, bevor es Zeit wurde, sein Uhrengeschäft aufzuschließen. Heute spielten sie nicht, Dumont erzählte lediglich, wie im Selbstgespräch, dass er schon eine Weile das Gefühl habe, sich an einer heiklen Stelle seines Lebens zu befinden, und er befürchte, dass ihn das Gespräch mit der gesichtslosen Frau noch weiter aus der Bahn werfen werde.

»Kannst du dich an die Frau auf dem Dach erinnern?«, fragte Dumont. »Das Gespräch verfolgt mich noch immer. Ich schlafe schlecht und träume viel, und auch tags muss ich daran denken, was ich besser hätte machen können. Ob es eine Möglichkeit gab, die ich ungenutzt ließ. Das Telefonat heute war ähnlich, und irgendwie habe ich das Gefühl, dass ich kaputtgehe, wenn ich weiter rumsitze und nichts unternehme.«

»Du kannst nichts unternehmen.«

»Damals vielleicht nicht. Heute schon.«

»Was denn?«

»Ich kann ihr nachreisen?«

»Das ergibt doch keinen rechten Sinn«, antwortete Zambarloukos, der sich normalerweise Zeit nahm für seine Gedanken, damit sie später lange Bestand hatten. »Eine unbekannte Frau. Ein paar Worte über Antibes, über irgendeine Zugfahrt am Freitagmorgen. Ein Weinen. Das ist doch absurd. Deshalb fährt man doch nicht ...«

»Absurd ist es. Ich weiß.«

»Und unprofessionell.« Zambarloukos schwieg. Dumont kannte das. Jetzt würde er den Kopf schütteln, sich die Augen reiben und mit Daumen und Zeigefinger an die Nasenwurzel fassen.

»Vielleicht ist es ... ach, ich weiß nicht ... ich dachte halt ... ich würde meine Ruhe wiederfinden, wenn ich sie wohlbehalten vor mir sehe.«

»Sebastien, mit Verlaub, das ist ein dummes Unterfangen.«

»Und wemschon, was soll schiefgehen?«

»Wie willst du sie überhaupt finden?«

»Das wird sich schon zeigen. Und wenn ich sie nicht finde, genieße ich ein paar Wochen Sonne und Meer.«

»Du verrennst dich da in etwas.«

»Hilfst du mir, wenn ich unterwegs nicht weiterweiß?«

Zambarloukos schnaufte. »Ruf mich an.«

»Auch nachts?«

»Ja. Und vergiss die Schlaftabletten nicht.«

Dumont beendete das Gespräch und suchte im Internet nach Zugverbindungen. Vom Gare du Midi war man in acht Stunden in Antibes. Beinahe stündlich gingen Züge. Welchen Zug sollte er da buchen? Bei manchen Verbindungen müsste man in Marne-la-Vallée und Marseille Saint-Charles

umsteigen, bei der schnellsten Verbindung fuhr der TGV über Paris, und man kam vor siebzehn Uhr an. Dumont buchte eine Fahrkarte. Sein Zug nach Antibes ging Freitagmorgen um Viertel nach neun.

6

Dumont stand in der Werkstatt, die vom Verkaufsraum der *horlogerie* durch eine Glasscheibe abgetrennt war. Über seinen schmalen Schultern hing ein weißer Arbeitskittel. Es war zu viel Stoff für seinen mageren Körper. Darunter trug er ein graues Sakko, ein blaues Hemd und eine rote Krawatte, die schief gebunden war. Er war noch müde von der kurzen Nacht, fühlte sich in seiner Müdigkeit aber wohl. Er war ihr sogar dankbar. Sie machte ihn ruhiger. Er ging dann nicht so schnell, sondern langsamer, wie automatisch, auch sein Denken beruhigte sich. Und er hatte eine Ausrede, um etwas nicht zu machen oder auf einen anderen Tag zu verschieben. Deshalb arbeitete er auch nicht, sondern blätterte durch die Brüsseler Lokalzeitungen auf der Suche nach Notizen von Unfällen. Nach einem Echo der gesichtslosen Frau.

»*Bonjour.*« Eine Kundin betrat den Laden.

»*Une seconde. J'arrive tout de suite.*«

Dumont legte die Zeitung beiseite und ging hinüber zum Verkaufstresen, wo er mit seiner ganzen Größe und dem blassen Teint vor der Kundin stehen blieb, die ihn mit einem einnehmenden Lächeln begrüßte.

»*Bonjour, Madame.* Was kann ich für Sie tun?«

Die Frau, nicht älter als er, hatte dichtes braunes Haar. Sie